

Insel Verlag

Leseprobe



Beck, Ulrich
Der eigene Gott

Von der Friedensfähigkeit und dem Gewaltpotential der Religionen

© Insel Verlag
978-3-458-71003-5

Religion setzt ein Merkmal absolut – glauben. Alle anderen sozialen Unterschiede und Gegensätze sind daran gemessen unerheblich. Das Neue Testament sagt: »Vor Gott sind alle gleich.« Diese Gleichheit allerdings gilt nur für jene, die besagten Gott anerkennen. Neben der Aufhebung von Klassen und Nation innerhalb der Glaubensgemeinschaft setzt Religion also eine neue Fundamentalunterscheidung in die Welt: die zwischen richtig Gläubigen und falsch Gläubigen. Religion birgt immer auch (mehr oder minder latent) die Dämonisierung des religiösen Anderen.

Die zentrale Frage, die über die Fortexistenz der Menschheit entscheidet, lautet: Wie wird ein Typus von interreligiöser Toleranz möglich, wo Nächstenliebe nicht Todfeindschaft bedeutet? Ein Typus von Toleranz, dessen Ziel nicht Wahrheit, sondern Frieden ist?

Erleben wir eine Rückverwandlung des Monotheismus der Religion in einen Polytheismus des Religiösen unter dem Vorzeichen des »eigenen Gottes«? In den westlichen Gesellschaften, die die Autonomie des Individuums verinnerlicht haben, schafft sich der einzelne Mensch in immer größerer Unabhängigkeit diejenigen kleinen Glaubenserzählungen – den »Eigene Gott« –, die zu dem »eigenen« Leben passen. Dieser »eigene Gott« ist aber nicht mehr der Eine Gott, der das Heil diktiert, indem er die Geschichte an sich reißt und zu Intoleranz und Gewalt ermächtigt.

Ulrich Beck, geboren 1944, Professor für Soziologie an der Universität München und an der London School of Economics and Political Science. Im Suhrkamp Verlag erschienen u. a.: *Risikogesellschaft, Was ist Globalisierung?, Weltrisikogesellschaft.*

VDR

ULRICH BECK
DER EIGENE GOTT

VON DER FRIEDENSFÄHIGKEIT
UND DEM GEWALTPOTENTIAL
DER RELIGIONEN

VERLAG DER
WELTRELIGIONEN

Gefördert durch die
Udo Keller Stiftung Forum Humanum

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet abrufbar.
<http://dnb.d-nb.de>

© Verlag der Weltreligionen
im Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Einband: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Bindung: Buchbinderei Lachenmaier, Reutlingen

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-458-71003-5

DER EIGENE GOTT

INHALT

I.	Das Tagebuch des »eigenen Gottes«: Etty Hillesum Eine unsoziologische Einleitung	13
II.	Die Rückkehr der Götter und die Krise der europäischen Moderne Eine soziologische Einleitung	34
III.	Toleranz und Gewalt: Die zwei Gesichter der Religionen	68
IV.	Häresie oder Die Erfindung des »eigenen Gottes«	123
V.	Die List der Nebenfolge: Fünf Modelle der Zivilisierung weltreligiöser Konflikte	176
VI.	Frieden statt Wahrheit? Zukünfte der Religionen in der Weltrisikogesellschaft	207
	Literatur	251
	Inhaltsverzeichnis	271

DANKSAGUNG

Dieses Buch hat mehrere Fassungen durchlaufen, die alle Gegenstand intensiver Gespräche waren. Insbesondere Natan Sznajder, Edgar Grande und Christoph Lau haben alle »Geburtsstadien« gelesen und intensiv mit mir durchdiskutiert; ihre Kritik, Ergänzungen und Literaturhinweise haben nicht zuletzt zu immer neuen Überarbeitungen angespornt. Früh hat Navid Kermani sich die Mühe gemacht, meine Grundthese mit mir zu besprechen; dasselbe gilt für Wolfgang Bonß und Sven Hillenkamp. Eine öffentliche Diskussion mit Arnold Angenendt und natürlich sein Buch *Toleranz und Gewalt – Das Christentum zwischen Bibel und Schwert* haben meine Argumentation sehr geprägt. Auch dieses Mal wieder ist die Formung des Gedankens im Lebensgespräch mit Elisabeth Beck-Gernsheim wesentlich eingeflossen. Ohne jegliche Mitschuld an meinen Übertreibungen und Auslassungen sei jedem einzelnen von Herzen gedankt.

In Zeiten wie diesen, in denen die Sozial- und Geisteswissenschaften wie selten in ihrer Geschichte bedroht sind, ist es wichtig, Zeugnis dafür abzulegen, daß dieser Abenteuerausflug in die faszinierenden Unübersichtlichkeiten der vulkanischen Religionslandschaften ohne den kreativen Diskussions- und Forschungszusammenhang des Sonderforschungsbereichs »Reflexive Modernisierung«, den die Deutsche Forschungsgemeinschaft großzügig finanziert, niemals möglich geworden wäre. Insofern gilt der DFG und all denjenigen, die diese kooperative Praxis sozialwissenschaftlicher Neugierde ermöglicht haben, mein herzlichster Dank.

KAPITEL I
DAS TAGEBUCH DES »EIGENEN GOTTES«:
ETTY HILLESUM
EINE UNSOZIOLOGISCHE EINLEITUNG

Ist es möglich, ein Buch mit dem Eingeständnis des Scheiterns zu beginnen? Ja, es ist möglich und in diesem Fall nötig, auch wenn die Ironie der Frage unverkennbar ist, denn sie hat ja bereits beantwortet, wonach sie fragt. Und darin drückt sich nicht Hochmut aus (wie mancher vielleicht vermutet), nicht ein eitles Spiel mit den eigenen Unfähigkeiten und Blindheiten. Gewiß gehört ein gutes Stück metaphysischer Ahnungslosigkeit dazu, um das leichtsinnige Wort vom »eigenen Gott« zu prägen und zu »entfalten« (was immer das heißen mag). Prinzipiell jedoch verhält sich das Religiöse zum Soziologischen wie das Feuer zum Löschwasser.

Ich, Soziologe, der ich bin, habe im Glauben an die Erlösungskraft der soziologischen Aufklärung das Säkularismus-Idiom im Blut. Die Prämisse der Säkularisierung, pointiert gesagt: die Vorstellung, daß mit fortschreitender Modernisierung das Religiöse sich selbst erledigt, kann nicht ohne weiteres, auch wenn diese Prognose historisch widerlegt wäre, aus dem soziologischen Denken herausoperiert werden. Nur selten kommen daher die Inhalte der Religion als eine – relative – autonome Wirklichkeit und Kraft, die Visionen vom anderen Menschen beinhaltet und die Welten zum Erbeben bringt, in ihrer ganzen Ambivalenz in den soziologischen Blick. Soziologisch geht es eher darum, nachzuweisen, daß die Regentanz-Indianer, obwohl ihr Tanz keinen Regen erzeugt, erfolgreich »interagieren«, weil ihr Tanz die »Funktion« erfüllt, zur »Integration« ihrer Gruppe beizutragen. Aber über das Wie und das Warum der kulturellen Produktivität und Destruktivität des Religiösen besagt das rein gar nichts.

In der Soziologie gelten solche Lücken nicht als Mangel, sondern als Ausweis von Wissenschaftlichkeit. Die religiösen Grundunterscheidungen von Schöpfer und Geschöpf, Ewigkeit und Zeit, Jenseits und Diesseits kommen dieser Disziplin nur halbiert in den Blick. Auch wenn Soziologen die Tiefe und Wirkmächtigkeit religiöser Emotionen nicht leugnen, schließen sie aus, daß religiöse Phänomene religiös verstanden und erklärt werden müssen und legen einen »*methodologischen Säkularismus*« zugrunde, wonach religiöse Phänomene primär gesellschaftliche Ursachen und Funktionen haben; und das ist auch gut so – es befriedigt das skeptische Wissenschaftler-Ich.

Aber ein solcher Blick ist säkularisierungskonform. Er macht seine Leitidee sichtbar: die Entzauberung des Religiösen. Und er macht unsichtbar, unverstehbar, was zunehmend die Wirklichkeit bestimmt: die Wiederverzauberung durch Religion. Man muß also nicht religiös sein, sondern nur soziologisch denken, um vom Zweifel befallen zu werden, ob A-Religiosität oder Anti-Religiosität des soziologischen Skeptizismus geeignet ist, die nicht nur religiöse, sondern auch gesellschaftliche und politische Macht des »eigenen Gottes« zu entschlüsseln. So begibt sich dieses Buch auf die wohl vergebliche Suche nach einem Bündnis von Feuer und Löschwasser – im Dienste beider: dem Erkenntnisanspruch der Soziologie, vielleicht aber auch dem Selbstverständnis der Religion.

I. ETTY HILLESUM

Die niederländische Jüdin Etty Hillesum hat in ihrem Tagebuch ein Protokoll des gesuchten und gefundenen »eigenen Gottes« vorgelegt. Die handschriftlichen Aufzeichnungen beginnen im März 1941 und enden im Oktober 1943. Am Anfang des Tagebuches führt die junge Frau das Leben einer normalen Bürgerin, doch bedroht sie der nationalsozialistische Rassenwahn existentiell. In dem Maße, wie sich ihr äußeres Leben verengt, wendet Etty Hillesum sich nach innen. Sie

liest Rilke, Dostojewski, Puschkin, Augustinus und immer wieder die Bibel. Langsam und fast unmerklich wird das Selbstgespräch zu einem Gottgespräch. Ja, Etty Hillesum entwickelt einen besonderen Stil, wenn sie zu Gott spricht. Sie redet zu Gott wie zu sich selbst. Sie spricht ihn unmittelbar an, ohne eine Spur von Befangenheit. Und Selbstentdeckung und Gottentdeckung, Selbstfindung und Gottfindung, Selbsterfindung und Gotterfindung fallen wie selbstverständlich zusammen. Ihr »eigener« Gott ist nicht der Gott der Synagogen oder der Kirchen oder der »Gläubigen«, die sich von »Ungläubigen« abgrenzen. »Ihr« Gott weiß nichts von der Häresie, den Kreuzzügen, den unsäglichen Grausamkeiten der Inquisition, von Reformation und Gegenreformation oder religiös motiviertem Massenmordterrorimus. Ihr eigener Gott ist theologiefrei, dogmenlos, geschichtsblind und vielleicht auch deshalb barmherzig und hilflos. Sie sagt: »Wenn ich bete, bete ich nie für mich selbst, sondern immer für andere, oder aber ich führe einen verrückten oder kindlichen oder todernsten Dialog mit dem, was in mir das Allertiefste ist und das ich der Einfachheit halber als Gott bezeichne.«

Gefordert ist ein religionssoziologischer Blick, der dieser subjektiven Dimension des Religiösen gerecht wird – selbst wenn dieser Maßstab die Gewißheit des Scheiterns heraufbeschwört. Wenn Historiker religiöse Biographien und Autobiographien und andere Zeugnisliteratur als Quellen von außerordentlich hoher Erschließungskraft entdeckt haben, dann mag es sinnvoll sein, ein solches Zeugnisdokument des eigenen Gottes hier zunächst für sich selbst sprechen zu lassen und dann zu deuten.

»11. Juli 1942, Samstag vormittag 11 Uhr. Über die letzten und tiefsten Dinge des Lebens darf man eigentlich erst sprechen, wenn die Wörter so einfach und natürlich aus einem hervorquellen wie Wasser aus einem Brunnen. Und wenn Gott mir nicht weiterhilft, dann muß ich Gott helfen. Die ganze Erdoberfläche ist allmählich ein einziges Lager, dem nur wenige entkommen. Es ist eine Phase, durch die wir hindurch müssen. Die Juden erzählen einan-

der hier nette Dinge: daß man in Deutschland eingemauert oder durch Giftgas ausgerottet wird. Es ist nicht sehr vernünftig, solche Geschichten weiterzuerzählen, und außerdem: sollte dies tatsächlich in irgendeiner Form geschehen, nun, dann doch nicht auf unsere Verantwortung? (..)

Ich weiß, daß ich mit allem fertig werde, ganz allein, und daß mein Herz dabei nicht vor Verbitterung erstarrt, sondern daß auch die Augenblicke der tiefsten Traurigkeit und Verzweiflung fruchtbare Spuren in mir hinterlassen und mich stärker machen. Ich mache mir nichts vor über die wirklichen Umstände und verzichte sogar auf den Anspruch, anderen Menschen helfen zu wollen. Ich werde mich immer bemühen, Gott so gut wie möglich zu helfen, und wenn mir das gelingt, nun, dann wird es mir bei den anderen auch gelingen. Aber man sollte sich keine heroischen Illusionen darüber machen.

Ich frage mich, was ich wirklich tun würde, wenn ich die Karte mit dem Aufruf nach Deutschland in der Hand hielte und in einer Woche abfahren müßte. Stell Dir vor, die Karte käme morgen, was würdest du tun? Ich würde zunächst niemandem etwas davon sagen, mich in die stillste Ecke des Hauses zurückziehen und alle meine körperlichen und seelischen Kräfte zusammenraffen. Ich würde mir einen Bubikopf schneiden lassen und meinen Lippenstift wegwerfen. Ich würde versuchen, die Rilke-Briefe noch in dieser Woche zu lesen. Aus dem schweren Mantelstoff, den ich habe, würde ich mir eine lange Hose und eine Jacke machen lassen. (..) Ich würde die Bibel mitnehmen, und auch die beiden dünnen Bändchen »Briefe an einen jungen Dichter« und das »Stundenbuch« müßten sich doch noch in einer Ecke des Rucksackes unterbringen lassen? Ich nähme keine Photos mit von den Menschen, die mir teuer sind, sondern verwahre die Bilder ihrer Gesichter und Gebärden in den geheimsten Winkeln meines Inneren, damit sie immer bei mir sind. (..) Und auch wenn ich nicht überlebe, wird die Art, wie ich sterbe, den Ausschlag geben, wie ich wirklich bin. Es geht nicht mehr darum, sich selbst

um jeden Preis aus einer bestimmten Situation herauszuhalten, sondern darum, wie man sich in irgendeiner Situation verhält und weiterlebt. (...)

Sonntagmorgen-Gebet. Es sind schlimme Zeiten, mein Gott. Heute Nacht geschah es zum ersten Mal, daß ich mit brennenden Augen schlaflos im Dunkeln lag und viele Bilder menschlichen Leides an mir vorbeizogen. Ich verspreche Dir was, Gott, nur eine Kleinigkeit: Ich will meine Sorgen um die Zukunft nicht als beschwerende Gewichte an den jeweiligen Tag hängen, aber dazu braucht man eine gewisse Übung. Jeder Tag ist für sich selbst genug. Ich will Dir helfen, Gott, daß Du mich nicht verläßt, aber ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen. Nur dies eine wird mir immer deutlicher: daß Du uns nicht helfen kannst, sondern daß wir Dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von Dir in uns selbst zu retten, Gott. Vielleicht können wir mithelfen, Dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen. Ja, mein Gott, an den Umständen scheinst Du auch nicht viel ändern zu können, sie gehören nun einmal zu diesem Leben. Ich fordere keine Rechenschaft von Dir, Du wirst uns später zur Rechenschaft ziehen. Und mit fast jedem Herzschlag, wird mir klarer, daß Du uns nicht helfen kannst, sondern daß wir Dir helfen müssen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen. Es gibt Leute, es gibt sie tatsächlich, die im letzten Augenblick ihren Staubsauger und ihr silbernes Besteck in Sicherheit bringen, statt Dich zu bewahren, mein Gott. Und es gibt Menschen, die nur ihren Körper retten wollen, der ja doch nichts anderes mehr ist als eine Behausung für tausend Ängste und Verbitterung. Und sie sagen: Mich sollen sie nicht in ihre Klauen bekommen. Und sie vergessen, daß man in niemandes Klauen ist, wenn man in deinen Armen ist. Ich werde allmählich wieder ruhiger, mein Gott, durch dieses Gespräch mit Dir. Ich werde in nächster Zukunft noch sehr viele Gespräche mit Dir führen und Dich

auf diese Weise hindern, mich zu verlassen. Du wirst wohl auch karge Zeiten in mir erleben, mein Gott, in denen mein Glaube Dich nicht so kräftig nährt, aber glaube mir, ich werde weiter für Dich wirken und Dir treu bleiben und Dich nicht aus meinem Inneren verjagen.

Für große, heroische Leiden fühle ich genügende Kraft in mir, mein Gott, ich fürchte vielmehr die tausend kleinen, alltäglichen Sorgen, die einen manchmal wie beißendes Ungeziefer befallen. Nun gut, dann kratze ich mich eben ein wenig in meiner Verzweiflung und sage jeden Tag aufs neue zu mir selbst: Für den heutigen Tag ist noch gesorgt, die schützenden Wände eines gastfreien Hauses umgeben Dich noch wie ein sehr oft getragenes, vertrautes Kleidungsstück, für heute hast du noch genug zu essen und ein Bett mit weißen Laken und warmen Decken erwartet Dich zur Nacht, also solltest du heute keinen Funken deiner Kraft an kleinliche materielle Sorgen um Dich selbst verschwenden. Nutze und genieße jede Minute dieses Tages, mache ihn zu einem fruchtbaren Tag, zu einem starken Stein in dem Fundament, auf das sich die armen und bange Tage der Zukunft stützen können. Der Jasmin hinter dem Haus ist jetzt ganz zerzaust vom Regen und den Stürmen der letzten Tage, die weißen Blüten treiben verstreut in den schmutzigen schwarzen Pfützen auf dem niedrigen Garagendach. Aber irgendwo in mir blüht der Jasmin unaufhörlich weiter, genau so überschwenglich und zart wie er immer geblüht hat. Und sein Duft verbreitet sich um deinen Wohnsitz in meinem Inneren, mein Gott. Du siehst, ich Sorge gut für Dich. Ich bringe Dir nicht nur meine Tränen und ängstlichen Vermutungen dar, ich bringe Dir an diesem stürmischen, grauen Sonntagmorgen sogar duftenden Jasmin. Ich werde Dir alle Blumen bringen, die ich auf meinem Weg finde, und das sind immerhin eine ganze Menge. Du sollst es so gut wie möglich bei mir haben. Um nur irgendein beliebiges Beispiel zu nennen: Wenn ich in einer engen Zelle eingeschlossen wäre und eine Wolke zöge am kleinen vergitterten Fenster vorbei, dann

würde ich Dir die Wolke darbringen, mein Gott, jedenfalls solange ich noch dazu die Kraft hätte. Ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen, aber meine Absichten sind die besten, wie Du wohl merkst. Und jetzt überlasse ich mich diesem Tag. Ich werde heute mit vielen Menschen zusammenkommen, und die vielen bösen Gerüchte und Bedrohungen werden mich bestürmen, wie feindliche Soldaten eine uneinnehmbare Festung. (...)

Ich möchte später die Chronistin unseres Schicksals sein. Ich muß mir für die Ereignisse eine neue Sprache zurechtgeschmiedet und sie in mir aufbewahren, wenn ich nicht mehr die Gelegenheit haben werde, etwas niederzuschreiben. Ich werde abgestumpft sein und wieder lebendig werden, hinstürzen und wieder aufstehen, und vielleicht gelingt es mir einmal, viel später, einen ruhigen Raum zu finden, der nur mir gehört und in dem ich so lange bleiben kann, auch wenn es Jahre dauert, bis das Leben wieder in mir aufquillt und bis die Worte zu mir kommen, die von dem zeugen werden, worüber Zeugnis abgelegt werden muß. 4 Uhr nachmittags: Der Tag ist ganz anders geworden, als ich dachte. (...)

Das Elend ist wirklich groß, und dennoch laufe ich oft am Abend, wenn der Tag hinter mir in die Tiefe versunken ist, mit federnden Schritten am Stacheldraht entlang, und dann quillt es mir immer wieder aus dem Herz heraus – ich kann nichts dafür, es ist nun einmal so, es ist von elementarer Gewalt –: Das Leben ist etwas Herrliches und Großes, wir müssen später eine ganz neue Welt aufbauen – und jedem weiteren Verbrechen, jeder weiteren Grausamkeit müssen wir ein weiteres Stückchen Liebe und Güte gegenüberstellen, das wir in uns selbst erobern müssen. Wir dürfen zwar leiden, aber wir dürfen nicht darunter zerbrechen. Und wenn wir diese Zeit unversehrt überleben, körperlich und seelisch unversehrt, aber vor allem seelisch, ohne Verbitterung, ohne Haß, dann haben wir auch das Recht, nach dem Krieg ein Wort mitzureden. Vielleicht bin ich eine ehrgeizige Frau: Ich möchte ein sehr kleines Wörtchen mit-

reden. (...) Man möchte ein Pflaster auf vielen Wunden sein.« (Hillesum 1981)

Vielleicht erschüttert diese individuelle, intime, kindlich todernste, dialogische Stimme, weil Etty Hillesum ausspricht und verkörpert, was gänzlich unvereinbar erscheint: statt des Hasses auf die Täter Vertrauen in den eigenen Gott. Die Vernichtung steht bevor, auch ihr, sie ahnt es, wir wissen es, sie aber schreibt: »Und wenn wir diese Zeit unversehrt überleben, körperlich und seelisch unversehrt, aber vor allem seelisch, ohne Verbitterung, ohne Haß, dann haben wir auch das Recht, nach dem Krieg ein Wort mitzureden.«

In völliger Hilflosigkeit angesichts der Katastrophe notiert sie, die Opferrolle brechend, mit der Arglosigkeit des Opfers: »Man möchte ein Pflaster auf viele Wunden sein.« Sie, gefangen in der größtmöglichen Ausweglosigkeit, leugnet die Ausweglosigkeit der Opfer und gibt ihnen die Würde der Tat zurück. »(...) Jeder weiteren Grausamkeit müssen wir ein weiteres Stück Liebe und Güte gegenüberstellen, das wir in uns selbst erobern müssen. Wir dürfen zwar leiden, aber wir dürfen nicht darunter zerbrechen.«

Etty Hillesum ist Jüdin. Aber sie ist in einem Elternhaus aufgewachsen, in dem das keine Rolle spielte. Sie wird als Jüdin ins KZ abtransportiert und vernichtet, aber sie nimmt die jüdische Identität nicht an. Sie ist aber auch nicht zum Christentum konvertiert. Etty Hillesum erfährt und praktiziert eine Radikalform des eigenen Gottes: keine Synagoge, keine Kirche, keine Glaubensgemeinschaft. War Etty Hillesum Nicht-Jüdin im Leben und Jüdin im Tod?

Selbst im Kerker des Lagers ist Etty Hillesum anwesend, ohne dazuzugehören. Sie verwendet dafür die Metapher des »Schiffbruchs«: Ertrinkende drängeln sich um das eine Stück Treibholz im unendlichen Ozean. »Und dann rette sich, wer kann, den anderen beiseite stoßen und ihn ertrinken lassen, das ist alles so unwürdig, und drängeln mag ich auch nicht. Ich gehöre wohl eher zu den Menschen, die lieber noch eine Weile mit zum Himmel erhobenen Augen auf dem Rücken im Ozean treiben und dann in ergebener Gelassenheit versin-